

JOHANN CHRISTIAN LOTTER

Im
BANN
der
**FREI-
BEUTER**

HISTORISCHER ABENTEUERROMAN

emons:



© Emons Verlag GmbH
Cäcilienstraße 48, 50667 Köln
info@emons-verlag.de
www.emons-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Leonardo Magrelli, unter Verwendung
des Bildmotivs freepik.com/allamanda

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal
Lektorat: Lothar Strüh

Druck und Bindung: sourc-e GmbH

Printed in Europe 2025

ISBN 978-3-7408-2552-2

Historischer Abenteuerroman
Originalausgabe

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß
§ 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

*You captains brave and bold,
Though you seem uncontrolled,
Don't for the sake of gold
Lose your souls, lose your souls.
Don't for the sake of gold
Lose your souls.*

Ballade von William Kidd

1

London, 23. Mai 1701

Über Einsamkeit in meiner Zelle kann ich nicht klagen. Gestern Abend hat mich der Henker aufgesucht, heute Morgen ein Dichter. Der Henker kam, um mir Trost zuzusprechen. Er habe den Prozess genau verfolgt, und er halte meine Schuld durchaus nicht für schwerwiegend. Er müsse am nächsten Tag zwar seine Pflicht tun, nichts für ungut, Sir! Doch im Grunde seines Herzens – und dabei öffnete er tatsächlich sein Hemd und schlug sich auf die affenartig bepelzte Brust – sei er auf meiner Seite.

»Ich mache es Euch leicht, Sir«, versicherte er mir. »Gebt mir zwei Pennys, und meine beiden Buben, Bill und Bob, werden sich morgen an Eure Beine hängen, sobald Ihr baumelt. Dann geht es ganz schnell. Kein elendes Zappeln und Strampeln. Ein Ruck, und Ihr seid im Himmel.«

»Meine Geldmittel sind leider erschöpft.«

Ich hatte meine Ausgaben so berechnet, dass das Geld gerade bis zum Tag meiner Hinrichtung reichte. Nach den Aufwendungen für die eigene Zelle, für meine vergeblichen Briefe an Sir Hans Sloane sowie für das Privileg, meine Schuhe behalten zu dürfen, waren die letzten Pennys gestern für Rum draufgegangen. Zwischen diesen Mauern kann man sich alles erkaufen, außer der Freiheit.

»Schade. Aber, Sir, wisst Ihr was? Ich Sorge dafür, dass meine Buben es umsonst machen. Wir sind human in London.«

Auch der Dichter will nur mein Bestes. Er hat politische Absichten. Aus meinem Fall soll die Öffentlichkeit lernen. Die Sündigen soll mein Schicksal warnen. Mit seiner, des Dichters, Hilfe würde ich die menschliche Gesellschaft voranbringen und mir damit Vergebung im Jenseits erwerben. Das erklärt er mir in aller Hast, denn schon sind draußen die Kommandos der Eskorte zu hören, die mich zum Hinrichtungsdock bringen soll. Der Dichter bittet, mich begleiten zu dürfen.

»Wenn es Euch beliebt, Sir«, erwidere ich, »doch den Rückweg werdet Ihr wohl allein antreten müssen.«

Getrappel auf der Treppe, dann wird die Zellentür aufgerissen. »Mr. Kreutzner, heraus! Es ist so weit.«

Ein Abschiedsblick in die jämmerliche Zelle. Rußige Steinquader, Rost an der Tür, auf dem Boden eine löchrige Decke, geliehen für einen halben Schilling. Nicht mein erster Kerker, aber wohl mein letzter, mein letztes Heim nach all diesen Irrfahrten. Nun geht es, von backenbärtigen Wächtern eskortiert, die Steintreppe empor ins kalte Morgenlicht. Der Dichter hält sich knapp hinter mir, als befürchte er, ich könnte ihm doch noch entweichen.

Mein letzter Morgen: Die Sonne ist vor einer Stunde aufgegangen, doch schon sitzt sie hinter einer Nebelbank. Es nieselt. In der Luft hängt der Schwelgeruch von tausend Feuerstellen und Kaminen. Vor mir ragt London auf wie eine Festung. Ich sehe Wälle von Pfeilern, Säulen, Uhren- und Glockentürmen und dahinter, weit entfernt und halb vom Dunst verschluckt, eine hohe kupferne Turmkuppel.

»Die neue Börse«, sagt der Dichter, der meinem Blick gefolgt ist. »Verglichen mit den Piraten dort seid Ihr, Sir, mit Verlaub, nur ein kleiner Fisch.« Sein Mantel ist geflickt, aber sauber, das Kinn scharf rasiert, die Perücke zwar billig, doch frisch gepudert und gekämmt. Perücken sind wie Masken, sie verleihen allen Gesichtern den gleichen Anschein von Bedeutsamkeit.

Mir werden von einem Schmied zwei Ketten angemessen.

Diese sind gerade drei Fuß lang und verbinden Fußknöchel und Handgelenke über Kreuz, sodass ich meine Arme nur heben kann, wenn ich mich zugleich bücke. Bei der kleinsten Bewegung rasselt es erbärmlich. Auch neben mir klirrt und rasselt es, und ich sehe Mullins, den Iren, unseren früheren Bootsmann, und Thursday, den Wilden, den der Captain in Calli Quilon gekauft hat. Beide sitzen auf der Lade eines hochrädrigen Karrens, der mit schwarzen Tüchern behängt ist. Also müssen wir wenigstens nicht zu Fuß gehen.

Thursday blinzelt in den kalten Londoner Morgenhimmel, aus dem stetig der Regen fällt. Seine Augen tränen, er hustet und kauert sich auf der Ladefläche zusammen. Er verträgt unser Klima nicht, er versteht unsere Sprache nicht, und gewiss hat ihm auch niemand erklärt, wohin diese Fahrt geht.

Vor dem Karren steht ein dunkel gekleideter Mann und redet mit Mullins. Sein Gewand ähnelt dem meines Dichters. An den Blicken, mit denen die beiden sich jetzt gegenseitig mustern, sehe ich, dass sie einander weder unbekannt sind noch sonderlich zugetan.

»Ein Aasgeier«, sagt mein Dichter zu mir. »Mr. Robert Barrow. Ein Schmierfink. Zwar im gleichen Geschäft tätig wie ich, doch ihm geht es nicht um die menschliche Gesellschaft, sondern nur ums Geld.«

»Was für ein Geschäft ist das, Sir?«

»Hinrichtungsberichte«, erwidert er freimütig. »Manche Delinquenten geben sich verstockt, wenn es so weit ist. Sie fluchen dem Tod oder lachen ihm frech ins Gesicht. Andere weinen wie die Kinder und vergeben Gott und der Welt, dass es allen das Herz wärmt. So etwas interessiert die Öffentlichkeit. So etwas wird gern gedruckt. Aber die Konkurrenz ist nicht gering.«

»Was meint Ihr, Sir, gewissermaßen als Fachmann, zu welcher Sorte ich zähle?«

»Das kann man nie im Voraus sagen. Wir werden es wissen, sobald Ihr auf der Leiter steht.«

Ich habe stets versucht, der Philosophie des Marcus Aurelius zu folgen. Wenn man am Tod schon nichts ändern kann, dann wenigstens an der Art, wie man ihm begegnet. Deshalb stört mich die Anwesenheit des Dichters nicht. Ich habe mir fest vorgenommen, ruhig, aufrecht, ohne Winseln meinen Gang anzutreten. Darüber sollen getrost alle in der Zeitung lesen.

Jetzt hält ein zweiter Pferdekarren vor dem Marshalsea-Gefängnis. Der Wachoffizier komplimentiert mich hinauf. In das hölzerne Geländer des Karrens sind Eisenringe eingelassen, und an einem davon werden meine Ketten festgemacht. Der Dichter wechselt einige Worte mit dem Offizier. Dann lässt man ihn zu mir auf den Wagen.

»Wie viel werdet Ihr an mir verdienen?«, frage ich ihn.

»An die sechs Pfund«, erwidert er, »wenn Ihr am Galgen eine Rede haltet und laut bereut. Das steigert die Auflage. Sonst vielleicht drei Pfund. Ich habe fünf Kinder und muss Schulden bezahlen.«

»Euer Name, Sir?«

»Daniel Defoe, zu Euren Diensten.«

Ich höre Hufschlag und Kommandos. Die Soldaten nehmen vor und hinter den beiden Karren Aufstellung. An ihren Uniformen haben sie hier doppelt so viele Borten, Tombak und anderen Plunder wie in den Kolonien. Der Zug formiert sich. Angeführt wird er von Sir Peter Floyer, dem feisten, rotgesichtigen Sheriff von London, den ich noch von der Gerichtsverhandlung her in übler Erinnerung habe. Neben ihm reitet Mr. Cheeke, der Marschall, der uns am Tag unserer Ankunft ins Gefängnis werfen ließ. Heute trägt er das Wahrzeichen der Admiralität, den Silbernen Riemen, und einen schwarzen Hut mit einem riesigen Federbusch, der freilich im Regen traurig herabhängt.

Der Dichter beginnt, mich auszufragen, kaum dass der Karren losgerollt ist: »Bedauert Ihr nun Eure Taten?«

»Im Moment, Sir«, sage ich wahrheitsgemäß, »bedauere

ich vor allem, dass ich unseren Captain hier nicht sehe. Irgendwie kommt es mir nicht gerecht vor, dass er uns heute nicht Gesellschaft leistet.«

Der Dichter zwinkert mir zu. »Dann wird Euch die Nachricht erfreuen, dass auch Mr. Kidd gerade von Newgate zum Dock gekarrt wird.«

Also ist doch nicht eingetreten, womit ich die ganze Zeit gerechnet hatte – dass der Captain sich noch irgendwie aus der Schlinge winden konnte. Die Beziehungen zu Lords und zum Königshaus, deren er sich immer rühmte, haben ihm nicht geholfen. So wird auch mir das Sterben ein wenig leichter. Dass man ihn aber ausgerechnet in Newgate eingekerkert hatte, dem – wie ich gehört hatte – übelsten Gefängnis von London, viel schlimmer als das Marshalsea, das wundert mich doch.

Der Zug bewegt sich gemessen in Richtung Themse. Trotz der frühen Morgenstunde sind viele Menschen auf den Straßen. Von meiner erhöhten Position aus blicke ich auf weiße Hauben, schwarze Samthüte, Dreispitze, Topfmützen, Kapuzen, regennasse Perücken, grindige Haarschöpfe und Glatzen. Doch höre ich keine Rufe aus der Menge. Alle stehen nur stumm und gaffen uns an und wenden sich, kaum dass die Wagen an ihnen vorbeigerollt sind, wieder ihren Geschäften zu.

»Seht Ihr?«, sagt mein Dichter. »Man will Euch rasch vergessen. Ihr habt getan, wovon diese guten Leute nur träumen. Immerhin einige Jahre lang habt Ihr das Leben geführt, das ihnen nie vergönnt sein wird, ein freies Leben auf der See, voller Abenteuer und Reichtümer. Diese Leute hassen Euch nicht. Eher beneiden sie Euch. Und sehen Euch trotzdem gerne hängen, damit sie weiterleben können in dem Wissen, dass alles seinen gerechten Preis hat.«

»Ihr solltet in Euren Bericht schreiben, dass es keinen Grund zum Neid gibt. Das Leben als Pirat ist anstrengend und der Gesundheit abträglich. Niemand will es lange führen.

Und wie Ihr wisst, hat man bei keinem aus der Mannschaft nennenswerte Reichtümer gefunden.«

Defoe aber lächelt mich listig an. »Von Mr. Kidd wurden vierzehntausend Pfund beschlagnahmt. Hatte er aber nicht fast vierhunderttausend Pfund Beute gemacht? Darunter zwei Kisten mit Juwelen, die spurlos verschwunden sind?«

»Die Beute wird stets weit übertrieben, Sir.«

»Hat Mr. Kidd nicht auf seiner Rückreise eine einsame Insel angelaufen?«

»Seemannsgarn, Sir.«

»Heißt es nicht, dass er der Mannschaft wissentlich die genaue Position verschwie? Und dass er dort mit einigen Männern an Land gegangen ist und schwere Kisten von Bord hat schaffen lassen? Und dass er später allein zurückkam, ohne die Kisten und ohne die Männer, von denen man nie mehr gehört hat?«

»Die gleiche Geschichte habe ich vor Jahren in den Hafenschenken über Captain Avery gehört.«

»Zwei Matrosen aus Mr. Kidds Mannschaft haben aber unter Eid von einer solchen Insel gesprochen. Ihr müsst wissen, Sir, ich kenne Investoren mit Erfahrung im Bergen von vergrabenen oder versunkenen Wertsachen. Sie besitzen sogar eine Taucherglocke. Aber mich selbst interessiert nur die Wahrheit. Nun frage ich Euch direkt, Sir: Was ist mit den Schätzen von der *Queda Vacharrakan* geschehen? Wenn Ihr wollt, erzähle ich es niemandem weiter.«

»Da gibt es nichts zu erzählen. Bei Freibeutern wird alles geteilt. Glaubt Ihr ernstlich, die Mannschaft hätte es angenommen, dass ihre Schätze auf irgendwelchen Inseln vergraben werden? Oder dass Männer aus ihrer Mitte ermordet werden? Nein, Sir, es gibt keine Schatzinsel. Und der Captain wurde für nur einen Mord verurteilt, an dem armen Billy Moore, und das geschah auf hoher See. Das wisst Ihr sicher, wenn Ihr den Prozess verfolgt habt.«

Aber Defoe verliert sein Lächeln nicht, und ich sehe, dass

er sich eine feste Meinung gebildet hat, so wie alle anderen. Ich könnte ihm die Wahrheit erzählen, doch wozu? Es gibt eine Schatzinsel, aber nicht in der Art, wie Defoe sie sich vorstellt. Und der Captain hat schändliche Taten begangen, doch an Moores Tod trifft ihn ausnahmsweise keine Schuld. Jetzt kann mir all dies ohnehin gleichgültig sein.

Wenn dich der Tod angrinst, grinse zurück. Aber nun steigt mir der Geruch der Themse in die Nase. Teer und Tang und tote Fische, kein angenehmer Geruch, aber verbunden mit dem Meer und natürlich auch mit unserem Ziel, das Mr. Cheeke uns damals schon im Hafen gezeigt hat – den Galgen am Dock von Wapping. Doch mir scheint es plötzlich zu früh. Ich hatte noch so vieles vor. Früher habe ich mich stets vor der Welt versteckt, aber dann erblickte ich Dinge, die nur wenige Menschen zu Gesicht bekommen. Ich sah brennende Schiffe, groß wie Paläste, im Meer versinken. Sah Feuerkugeln in der Nacht über dem Atlantik, sah ins Auge des *Hurakán*. Soll all dies jetzt bald vorbei sein, all diese Bilder ausgelöscht?

Wir überqueren die Themse auf einer langen Brücke und rollen durch die Innenhöfe der Brückenhäuser unter Wäscheleinen hindurch. Gassenjungen springen auf die Wagen. Sie lassen sich ein Stück mittragen, bis sie von den Soldaten verschreckt werden. Wie gerne würde ich jetzt mit einem von ihnen tauschen, würde zwischen ihnen in der Menge verschwinden und unter ihnen namenlos sein, ungekannt und unbedeutend. Doch meine Ketten trennen mich von ihnen.

Vor den letzten Brückenbögen drehen sich gewaltige Wasserräder. Ich kann nicht erkennen, welchem Zweck sie dienen, aber ihr Lärm erinnert mich an die Räder und die Maschinen in der Silbergrube. Die Erinnerung ist nicht angenehm. An jenem Ort habe ich schieres Grauen erlebt, und auch dort war ich eingesperrt, lebendig eingemauert vom eigenen Vater. So schließt sich jetzt der Kreis.

Am Nordufer kommt der Zug kurz ins Stocken. Ein alter

Mann mit Holzbein – ein ehemaliger Pirat? – reicht mir von der Seite einen Becher hoch. Ich stürze den Inhalt hinunter: Rum, zwar nicht der beste, doch immerhin mein letzter Rum. Und mit dem Rum schlucke und würge ich auch all diese Gedanken an die Vergangenheit hinunter, an meine rasch verrinnende Zukunft und an all die zerronnenen Pläne. Ich stopfe mir diese Gedanken tief in den Schlund, denn ich will mir nicht meinen eigenen Tod verderben und nicht in Defoes Kolportage erwähnt werden als einer, der am Galgen zu flennen beginnt, Auflage hin oder her. Ich werfe den Becher zurück. Schon sind wir wieder in Bewegung und rollen aus den Gassen hinaus auf das Dock.

Hier steht die Menge dicht gedrängt bis ans Wasser der Themse. Ein feuchter Geruch geht von ihr aus, und ein Gemurmels und Geraunes steigt von ihr auf wie ein Schwarm Fliegen. Direkt neben dem Dock im Schlick der Themse hat man fünf Galgen aufgebaut. Es sind nur einfache Pfähle. In den Kolonien habe ich weit kunstfertigeren Vorrichtungen dieser Art gesehen, mit denen man zehn zugleich hängen konnte. Ich spüre den Rum warm im Magen, während ich mir die Galgen anschau. Zwölf Fuß hoch ein jeder, mit einem Querbalken am Ende. Die zugehörige Leiter liegt daneben am Dock. Auch die Stricke fehlen noch. Der Dichter beobachtet mich jetzt genau, das weiß ich, ohne hinzusehen. Ich will keine Schwäche zeigen.

Die Menge ist ein Meer mir zugewandter weißer glotzender Augen unter hochgehaltenen Planen und Regenschirmen. Es ist mir nicht möglich, Gesichter zu unterscheiden. Manche rufen uns zu, doch ich höre keine Schmähungen; es fliegen keine Wurfgeschosse. Die Soldaten halten alles gut im Zaum. Ich sehe rechts von den Galgen drei andere, die direkt an den Stützpfehlern des Docks angebracht sind. Die Zuschauer halten hier Abstand, und mir ist auch klar, warum. Diese Galgen sind nicht etwa unbesetzt, an jedem baumelt etwas, und das zweifellos schon seit einer Reihe von Tagen.

Dies sind keine Hinrichtungsgalgen, sie dienen der Anschauung. Ein übler Gestank weht von dort herüber, obwohl man die baumelnden Körper dick mit Teer bestrichen hat. Sie haben keine Ähnlichkeit mehr mit Menschen. Ein Schild an jedem Pfahl nennt den Namen des Unglücklichen und die jeweilige Straftat: bei zweien das Wort »Meuterei«, bei dem letzten jedoch »Tabak-Schmuggel«. Ab fünf Schilling gibt es hier den Galgen. Wenigstens habe ich ihn mir nicht so billig verdient.

Wasser tropft von den Gehängten herab. Immerhin erspart der Regen uns die Fliegen. Defoe hält sich ein Leinentüchlein vor die Nase und sagt zu mir: »Keine Angst, Sir, Ihr werdet hier nicht zur Schau gestellt. Piraten kommen nach Tilbury an die Themsemündung. Dort hängt Ihr dann an der frischen Luft, mit Blick aufs Meer, den einlaufenden Schiffen zur Mahnung.«

Man lässt uns von den Karren absteigen. Wir werden einige Schritte nach Luv geführt, wo es erträglicher ist.

»So sehen wir uns also wieder, Schulmeister«, sagt Mullins zu mir. »Aber jemand fehlt noch. Vielleicht hat Gott in seiner Gnade noch andere Pläne für den Captain.«

Mullins ist im Gefängnis fromm geworden. Er hat früher nie viel geredet, aber vor Gericht hielt er eine tränenreiche Verteidigungsrede mit vielen Bibelziten und Verweisen auf all das Pech, das er im Leben hatte. Bei allen Kaperungen, schwor er hoch und heilig, habe er stets krank in seiner Hängematte gelegen. Was wohl der Wahrheit entspricht, ich habe ihn selten an Deck gesehen, aber geholfen hat es ihm nicht. Jetzt hat er leider recht: Der Captain ist nirgends zu sehen.

Dafür warten mit uns zwei andere Delinquenten, gefesselt wie wir, zweifellos auch Seeleute, doch heruntergekommen und erbärmlich abgemagert. Anscheinend haben sie schon eine lange Zeit ohne Geld im Gefängnis der Admiralität oder gar in Newgate zugebracht. Ich frage einen nach seinem Schiff, doch der antwortet mir nicht. Der andere flucht

lallend auf Französisch. Beide sind sturzbetrunken. Sie kommen wahrscheinlich von der *La Paix*, die letztes Jahr in der Chesapeake Bay zusammengeschossen wurde.

Eines ist allerdings nicht zu leugnen: Fünf Galgen und sechs Verurteilte, das passt nicht zusammen. Vielleicht hat der Captain es tatsächlich geschafft, seinen Kopf noch aus der Schlinge zu ziehen. Oder vielleicht soll ein anderer von uns begnadigt werden. Ich habe gehört, dass um des Effekts willen der königliche Pardon oft erst im letzten Moment eintrifft, wenn der Verurteilte schon auf der Leiter steht.

Wen könnte man begnadigen? Die zwei von der *La Paix* wohl kaum: Pirat und obendrein Franzose zu sein, das ist ein doppeltes Verbrechen. Mullins und ich waren beide an der Meuterei beteiligt und später, unter Captain Culliford, an der Kaperung der *Muhammad Zabardast* mit ihrem entsetzlichen Verlauf. Da können wir keine Gnade erwarten, wie gottesfürchtig Mullins auch tun mag. Auch die Royal Society wird mir nicht helfen. Sir Hans hat nie auf meine Briefe geantwortet, in denen ich ihm von der Insel Arcadia und der vergrabenen Pyramide berichtete und ihm anbot, eine Expedition dorthin zu führen. Aber vielleicht soll Thursday begnadigt werden. Immerhin ist er zweifellos der Unschuldigste von uns allen. Zudem hat er einen erheblichen Wert, ein gesunder Schwarzer erbringt in London mindestens dreißig Pfund. Ich hoffe, dass es Thursday sein wird. Doch ich habe einen bösen Verdacht. Denn von Captain Kidd ist immer noch weit und breit nichts zu sehen.

Der Schmied, der auf dem Karren mit Mullins und Thursday mitgefahren ist, nimmt uns die Ketten wieder ab. Jedoch führt man uns nicht gleich zu den Galgen. Die Pfähle werden noch vom Wasser der Themse umspült, und wir müssen auf die Ebbe warten. Bis dahin dürfen wir uns auf den Boden setzen. Ich sehe, wie der Henker seine Stricke sortiert und mir dabei zuzwinkert wie ein Barbier, der seinen nächsten Kunden ins Auge fasst. Zwei stämmige Jungen, sicher Bill

und Bob, glotzen zu mir herüber. Defoe hat mir den Rücken zugekehrt und spricht mit einem der Soldaten.

Ganz vorne am Rand des Vierecks, das die Soldaten gegen die Menge absperren, ist ein kostbarer Stuhl aufgebaut. Es ist eine Art Thron mit hoher Lehne, glitzernd vor Zierrat und Pfauenfedern. Der Thron ist mit einem roten Brokatschirm vor dem Regen geschützt, doch niemand sitzt darauf. Vielleicht wurde er für einen hochgestellten Reisenden errichtet, dem man ein Spektakel bieten will. Oder für einen Abgesandten des Großmoguls, dem man die Justiz seiner Majestät demonstrieren möchte. Ich weiß, dass unsere Taten in ganz Indien Aufsehen erregt und den Aktienkursen der englischen Ostindien-Kompanie böse geschadet haben.

Die Sonne ist inzwischen höher gestiegen. Es regnet nicht mehr. Der Henker rollt seine Stricke zum Trocknen auf dem Dock aus. Jetzt kommen die Fliegen. Die Soldaten schlagen nach ihnen. Aus der Menge ertönen ungeduldige Rufe. Straßenhändler preisen Erfrischungen an. Aus einem Zelt wird Naschwerk verkauft, an einem anderen kann man Lotterielose erwerben. Ist mir noch ein allerletzter Rum schon nicht vergönnt, dann will ich, dass wir wenigstens die Angelegenheit endlich hinter uns bringen. Doch das Schauspiel kann noch nicht beginnen. Bis zur Ebbe ist es wohl noch eine Stunde. Und die Hauptperson fehlt.

Der Dichter kommt zu uns herüber. Er macht einen missvergnügten Eindruck. Zum einen ist sein Konkurrent, Mr. Barrow, wiederaufgetaucht und redet mit den Franzosen in deren Sprache. Zum anderen steht wohl zu erwarten, dass die heutige Kolportage nur einen Bruchteil des Verdienstes erbringen wird, sollte der Captain darin nicht vorkommen.

»Ist es wahr, dass Mr. Kidd—«, beginnt er.

Doch er kommt nicht weiter, denn diesen Moment hat Thursday, der Wilde, für seine Flucht gewählt. Wie ein Panther springt er aus der Hocke durch die Reihe der Soldaten, dabei einen lauten Schrei ausstoßend. Er windet sich aalgleich

durch die Menge, die vor ihm zurückweicht, und stürzt sich in die Themse. All dies mit einer Plötzlichkeit, die für nichts anderes Zeit lässt, als ihm mit offenem Mund nachzustarren.

Nun wäre für uns ebenfalls Gelegenheit, die Verwirrung zu nutzen. Doch kaum bin ich auf den Gedanken gekommen, sind wir schon von den Soldaten eingekeilt und haben die Spitzen von Bajonetten auf den Nasen. Ich höre Gebrüll und Schüsse vom Rand des Docks. Einige Manneslängen vom Pier entfernt taucht der Kopf des Wilden aus der braunen Brühe auf. Ich sehe jetzt, dass seine Flucht, so verheißungsvoll sie auch begann, nicht gut geplant war. Denn Thursday kann nicht schwimmen.

Er schlägt um sich und paddelt wie ein Hund, während die Strömung ihn am Dock vorbeitreibt und Musketenkugeln um seinen Kopf herum das Wasser aufspritzen lassen. Es kommt mir wie ein Wunder vor, dass er noch nicht getroffen wurde. Jetzt wird das Schießen eingestellt. Um den Pier herum hält ein Boot auf den Wilden zu. Sein Kopf verschwindet unter Wasser, taucht dann wieder auf.

»Der arme Narr«, sagt Defoe zu mir. »Vielleicht wäre er begnadigt worden.«

Doch mit den englischen Begnadigungsgepflogenheiten war Thursday wohl nicht vertraut. Die Strömung zieht ihn zur Mitte des Flusses. Immer noch hält er sich irgendwie über Wasser, manchmal ist sein Kopf, manchmal nur eine Hand zu sehen. Im Bug des Bootes, das ihn verfolgt, kniet ein Soldat und zielt mit der Muskete. Ich sehe an der Art, wie er die Waffe gegen die Schwankungen des Bootes abfedert, dass er ein guter Schütze ist. Der Luntendrauch umweht ihn; unbeirrt deutet der Musketenlauf auf die Stelle, wo manchmal der Kopf des Wilden auftaucht. Doch er schießt nicht. Die Männer an den Riemen pullen aus Leibeskräften. Niemand beachtet den Sheriff, der vom Rand des Docks her Anweisungen schreit.

Immer noch drückt der Soldat nicht ab, vielleicht will

er ganz sichergehen. Gewiss hat er dafür gesorgt, dass das Pulver auf der Pfanne trocken ist und gut verteilt; dass der Pulverkanal sauber ist, die Ladung gut gepresst, nicht zu stark und nicht zu schwach, und die Kugel gut gegossen und nachgefeilt, ohne Grat. Doch jetzt lässt er die Waffe sinken. Das Boot hat den Wilden erreicht, die Riemen gehen hoch, Hände packen zu und zerren ihn hinein. Er scheint sich nicht zu bewegen. Ob er aus Erschöpfung gestorben ist oder vorher vom Dock aus getroffen wurde, kann ich nicht erkennen.

Ich bemerke aber, dass er sich regt, während das Boot zurückgerudert wird. So hat das Schicksal ihm doch den Galgen bestimmt. Oder, wie ich hoffe, vielleicht die Gnade des Königs.

»Wie heißt er?«, fragt Defoe mich.

»Thursday.«

»Merkwürdiger Name für einen Wilden.«

»Wir nannten ihn so, denn der Captain hatte ihn an einem Donnerstag erworben. Aber er kam erst am Tag darauf zu uns. Eigentlich müsste er Friday heißen.«

Noch während ich spreche, hat Defoe ein kleines pergamentgebundenes Buch aus seinem Mantel gezogen. »Bitte stört Euch nicht daran, dass ich Notizen mache«, erklärt er. »Details sind es, die der Schriftsteller braucht wie das tägliche Brot. Nicht für Hinrichtungen. Man muss nicht viel wissen über den zum Tode Beförderten, die Tatsache an sich genügt. Anders sieht es aus, wenn man nicht über den Tod schreibt, sondern über das Leben.«

Ich höre ihm nicht recht zu, denn ich weiß plötzlich, was es heißt, gut zu sterben. Der Wilde hat es mir vorgemacht. Er hat eine ähnliche Philosophie wie ich. Doch ich habe mich darauf beschränkt, die Miene eines Gentleman zu bewahren. Er hat gekämpft.

Ich weiß genau, wohin er schwimmen wollte. Die Themse hinab, durch den Englischen Kanal, durch die Biskaya und vorbei an der Westküste Afrikas, dann um das Kap herum

bis zu dem fernen Land, in dessen Bergen seine Familie lebt. Warum habe ich mich nicht auch auf die Soldaten gestürzt? Ich kann es immer noch tun. Ich trage keine Ketten mehr. Ich würde nicht weit kommen, aber ist es nicht besser, von sauberem Stahl durchbohrt zu werden, als am Galgen zu baumeln, bis der Kopf angeschwollen ist wie ein Kürbis und die Augen herausfallen?

Und trotzdem sitze ich untätig herum und höre, wie Defoe weiterplappert: »Ein Leben ist nichts Besonderes. Es gibt einfach zu viele davon in London. Deshalb muss man es mit Zutaten würzen. Ein Schriftsteller muss ans Werk gehen wie ein Küchenmeister.« Er weist auf Thursday, der jetzt von zwei Soldaten zu uns herübergeschleift wird, unverletzt offenbar, doch zitternd und vollkommen erschöpft. »Welch seltsames Geschick hat diesen Wilden aus dem fernen Afrika zum Dock von Wapping geführt! Leider kenne ich seine Sprache nicht, sonst würde ich ihn ausfragen. Doch was ist mit Euch? Auch Ihr wart nicht immer Seemann, wie man an Eurer Redeweise merkt.«

Ja, was ist mit mir? Warum zum Teufel kann ich mich nicht rühren, nicht losstürmen, wie Thursday es getan hat? Ist es doch entgegen jeder Wahrscheinlichkeit die Hoffnung auf Begnadigung, die mich lähmt? Oder vielleicht die Furcht, eine lächerliche Figur abzugeben?

»Mr. Kreutzner, was habt Ihr getan, bevor Ihr Pirat wurdet?«

»Mein Beruf, Sir, ist Bibliothekar, wenn es mir auch nicht vergönnt war, diesen je praktisch auszuüben. Stattdessen wurde ich Bergknappe, dann Matrose, Hauslehrer, Kanonier und einmal sehr kurz muslimischer Imam.«

»Ihr seid demnach kein Christ, Sir?«

»Umstände veranlassten mich zu konvertieren.«

Das scheint Defoe nicht sonderlich zu schockieren. »Wollt Ihr mir in der Zeit, die noch bleibt, von diesen Umständen berichten? Oder von anderen Ereignissen Eures Lebens?«

Mein Leben währte einundzwanzig Jahre, doch die meisten waren nicht ereignisreich. Ich stelle mir Defoe vor, wie er in seiner Dichterklause sitzt, vor sich ein großes Tintenfass, und aus den Zutaten, die er von mir erhalten hat, Geschichten zubereitet. Sicher nicht die Geschichte meines Lebens. Aber vielleicht wird manches davon in andere Erzählungen eingehen und aufgeschrieben werden. Papier überdauert viele Menschenalter. Dann könnte etwas von unserem Leben erhalten bleiben, von mir, vielleicht auch von Thursday, von Annika und von Sahir. Wenn schon nicht als gedrucktes Buch – Defoe scheint kein sonderlich bekannter Autor zu sein –, dann wenigstens in Gestalt eines vergilbten Manuskripts in irgendeiner Sammlung.

Defoe blickt mich erwartungsvoll an, den Bleigriffel gezückt wie einen Dolch.

Freiberg, Mark Meißen, 1695

Die Stadt Freiberg gibt es zweifach. Das helle Freiberg liegt über der Erde, das dunkle darunter. Aufgewachsen bin ich in der hellen Stadt, dem Schrecken begegnete ich in der dunklen. Diese besteht aus vielen Meilen von Schächten, Gängen und Kavernen, in denen das Silber geschürft wird, Freibergs Lebenselixier.

Die größte der Silbergruben gehört dem Ratsherrn Balthasar Kreutzner, meinem Vater. Er betreibt sie aufgrund landesfürstlichen Privilegs, dazu ein Pochwerk, eine Silberhütte und mancherlei andere Unternehmungen. Kommt ein Reisender nach Freiberg, muss er als Erstes den Brückenpfennig entrichten, der in meines Vaters Säckel wandert. Dann darf er auf der Brücke meines Vaters über den Kanal reiten, den mein Vater von der Milda abzweigen ließ. Der Kanal leitet die Strömung des Flusses zu den sechs riesigen Wasserrädern an der Grube. Zwei von diesen treiben das Pochwerk an, zwei weitere die Pumpen, die die Schächte trocken halten. Die beiden letzten aber bewegen über ein System von Schubstangen, Wellen und Ketten jene furchtbare unterirdische Maschine, der mein Vater den Großteil seines Reichtums verdankt.

Der Reisende wird sein Pferd wahrscheinlich in den Gestallungen meines Vaters einstellen. Von dort weist man ihn stets zum Gasthof meines Vaters, der vielleicht nicht der beste, aber gewiss der größte in Freiberg ist. Bekommt der Gast eines der hinteren Zimmer, so blickt er aus dem Fens-

ter direkt auf das Dock, das mein Vater am Ufer der Milda errichten ließ, zusammen mit einem hölzernen Ladegerüst. Lastkähne bringen die Silberbarren meines Vaters flussabwärts über die Milda und die Elbe nach Hamburg. Dort wird das Silber in Fleuten umgeladen. Sie liefern es nach London und Amsterdam, den großen Seehäfen, in denen auch die Waren aus den Kolonien eintreffen. Und für die Seide und das Porzellan, für Jute, Kaliko, Zimt, Pfeffer und Opium bezahlt man in Sterling oder Gulden, geschlagen aus dem Silber meines Vaters.

Als ich fünfzehn wurde, ließ er mich rufen und hielt mir eine Rede. »Du lebst«, sagte er, »als ein Nichtsnutz in meinem Hause. Kein Wunder, dass der Herrgott deine Mutter so früh zu sich gerufen hat, damit sie das nicht mehr mit ansehen musste. Um ihren letzten Wunsch zu erfüllen, habe ich Unmengen Geld für deine Bücher und deine Erziehung ausgegeben. Ich habe sechs Hauslehrer bezahlt, die dir alle möglichen brotlosen Künste eingebläut haben. Zudem noch Latein, was ich besonders bereue, denn es ist nutzlos fürs Geschäft. Stattdessen hat es dich zu deiner verfluchten Lesewut verführt!« Erregt über seine eigene Rede, schlug er mit der flachen Hand auf sein Pult. »Immerzu sitzt du mit irgendeinem Buch in deiner Kammer. Oder beim Buchhändler Brachvogel, der dich trotz meines Missfallens in seinen Beständen lesen lässt. Nie sehe ich dich bei der Grube oder am Berg. Mit der Welt willst du nichts zu tun haben. Ich habe einen Stubenhocker und Bücherwurm großgezogen!«

Ich wusste nichts zu entgegnen, denn er hatte im Grunde recht. Die Welt war mir allzu laut, die Menschen fand ich schwer zu deuten und den Umgang mit ihnen mühsam. Nur die Bücher sprachen zu mir in klarer Rede. Beim Lesen besonderer Absätze war mir zuweilen, als würde Nebel sich lichten und die Sonne plötzlich heller scheinen.

»Was soll aus dir werden? Antworte mir gefälligst!«, verlangte mein Vater.

»Bibliothekar«, schlug ich vor.

»Unsinn! Dein Großvater war Steiger, ich war Steiger, und auch du wirst dieses ehrsame Handwerk erlernen. Die Arbeit macht vielleicht einen Mann aus dir. Vor allem sollst du den Blick für das Silber lernen! Den brauchst du, sobald du das Geschäft übernimmst. Du musst dann auch dort erkennen, wo Silber zu holen ist. Ich wollte nur, ich könnte mein Lebenswerk einem Würdigeren übergeben.«

Das hätte auch ich vorgezogen. Seine Geschäfte kümmerten mich wenig, denn mein Leben gehörte allein den Büchern. Mir schwante zudem, dass dieser Blick für das Silber nur mit Mühsal und Gefahren erworben wird.

Mein Vater deutete zur Tür. »Mach dich bereit, Richard. Morgen früh fährst du in den Berg ein und lernst das richtige Leben kennen. Deine Bücher brauchst du jetzt nicht mehr. Sie gehören ohnehin mir, denn ich habe sie bezahlt. Ich werde sie alle verbrennen.« Und als ich den Mund noch zu einem Einwand öffnen wollte, sah er mich an, fuhr sich durch den Bart und runzelte die Stirn in einer solchen Weise, dass ich es mir anders überlegte.

Ich besaß nicht viele Bücher, doch diese waren mir lieb und teuer. Den Rest des Tages verbrachte ich in stiller Verzweiflung damit, die wichtigsten davon zu verstecken, den Boethius, den Aurelius und das allerneueste Werk, Newtons »Principia Mathematica«, das ich begonnen, aber bisher noch nicht recht verstanden hatte. Bekanntlich unterscheidet man unterhaltsame und gelehrsame Bücher sowie unbedeutende und bedeutende. Die Zahl der letzteren beläuft sich auf fünftausend. Ich hatte berechnet, dass meine Lebenszeit zum Lesen aller fünftausend durchaus genügen würde. Aber nicht, wenn ich sie in der Grube oder im Kontor verbringen musste.

Natürlich verbrannte mein Vater die Bücher nicht. Er verkaufte sie zurück an Heinrich Brachvogel, den Buchhändler von Freiberg, und erzielte damit wohl noch ein hübsches

Sümmchen. Nur die Lutherbibel war mir verblieben und die drei Bücher, die ich versteckt hatte.

Jeden Tag fuhr ich nun vor Sonnenaufgang in den Schacht ein, zusammen mit den anderen Bergleuten. Ich kam mit ihnen nur allmählich zurecht. Den Gebrauch ihrer Werkzeuge lernte ich schnell, doch ihre Reden und Scherze waren mir anfangs wie eine fremde Sprache. Aber alle zeigten viel Geduld mit mir. Vor allem der Schachtmeister behandelte mich bevorzugt, vielleicht aus Gutmütigkeit, vielleicht aus Respekt vor meinem Vater. Jedenfalls ließ er mich anfangs nur die Hunde schieben, mit denen taubes oder erzhaltiges Gestein zum Schacht gekarrt wurde. Später schickte er mich in die höffigen und gut ausgebauten Erzgänge. Er ersparte mir die Knochenarbeit im Vorbau, wo die Männer kniend mit schweren Hämmern aufs Gestein hauen und trotzdem den Gang am Tag nur einige Handbreit vorantreiben.

Mit der Zeit erwarb ich neben Schwielen an Händen und Knien tatsächlich den Blick für das Silber, das dort unten keineswegs hell glänzt. Vielmehr zieht es sich in Gestalt feiner schwarzer Fäden durchs Gestein, wie verschlungene Graswurzeln. Ich besaß auch das Privileg, bereits nach zehn Stunden Arbeit ausfahren zu dürfen. Den Rest des Tages bekam ich Unterricht in der Buchhaltung und in Holländisch und Englisch, den Sprachen unserer Geschäftspartner. Ich hätte mich wohl irgendwann an all dies gewöhnt, wäre ich nicht dort unten im Berg jeden Tag meinem persönlichen Schrecknis begegnet, jener furchtbaren Maschine im Schacht.

Manchen, der zum ersten Mal einfährt, erfasst panische Angst vor den engen Kriechgängen, vor dem starren Fels, der ihn von allen Seiten bedrängt. Er kann plötzlich nicht mehr atmen. Er lässt sein Werkzeug fallen, sinkt totenbleich zu Boden. Man muss ihn bergen wie einen Verunglückten. Doch von diesem Grauen vor engen Räumen war ich verschont. Der Gegenstand meiner Furcht war die schwedische

Fahrkunst. Hätte ich über sie in einem Buch gelesen, so hätte sie mich gewiss begeistert. Doch es war etwas ganz anderes, ihr leibhaftig ausgesetzt zu sein.

Ein Meisterkonstrukteur aus Gotland, Magister Christopher Polhem, hatte sie meinem Vater in den Schacht eingebaut. Es gab, außer vielleicht in Schweden, sonst nirgendwo auf der Welt eine solche Maschine. Und so sollte es nach dem Willen meines Vaters auch bleiben. Wie jeder Bergmann hatte ich ihm schwören müssen, niemals außerhalb der Grube über die Fahrkunst zu reden.

Zu Gregori 1697 begann die Schneeschmelze früher und heftiger als sonst. Es regnete in Strömen. Alle Wassergruben waren gefüllt, in den Zuläufen schäumte und zischte es, und überlaufendes Wasser aus dem Kanal hatte den Bereich um das Huthaus in einen Morast verwandelt. Die Wasserräder klapperten wie rasend und hielten mich die ganze Nacht wach. Am Morgen nahm ich all meinen Mut zusammen. Ich ließ mich bei meinem Vater melden, klopfte an und betrat das Kontor.

»Vater«, sagte ich, »vielleicht ist es besser, heute einen Feiertag auszurufen.«

Er kniff die Augen zusammen und sah mich an, als könne er meine Worte nicht fassen.

»Das Wasser steht zu hoch. Die Räder gehen zu schnell. Die Fahrkunst ist nicht sicher.«

»Ist das«, fragte mein Vater langsam, »auf deinem eigenen Mist gewachsen, oder hast du mit dem Schachtmeister gesprochen?«

»Ich habe mit ihm gesprochen, Vater. Er sagt, die Maschine sei schon lange nicht mehr hergerichtet worden. Die Ketten rosten. An manchen Stangen sind die Verbindungsstücke schon so morsch, dass er sein Messer hineinstecken kann.«

Mein Vater saß hinter seinem eichenen Schreibpult, vor sich ein aufgeschlagenes Rechnungsbuch, in der Hand den Gänsekiel; diesen legte er jetzt zur Seite. Ich sah, wie sein

roter Bart, der gleich einem Knebel die weiße, steife Halskrause hinunterdrückte, zu zittern begann.

Um seiner Wut zuvorzukommen, sagte ich rasch: »Nehmt es als eine gute Gelegenheit, Vater. Ihr könnt die Räder anhalten und die Maschine ausbessern, bis der Wasserspiegel wieder sinkt.«

Er sprang auf. Sein Gesicht hatte jetzt die Farbe seines Bartes angenommen. »So!«, schrie er. »Die Räder anhalten, jetzt, wo der Markt überschwemmt wird mit spanischem Silber? Warum hat mich der Herrgott mit dir geschlagen? Deine Mutter hast du auf dem Gewissen, und mir machst du nichts als Ärger. Du wirst heute einfahren. Und wenn ich dich zum Schacht prügeln muss!« Sein Geschrei versetzte mich in eine Schreckstarre, und noch bevor ich mich wieder rühren konnte, stürzte er an mir vorbei, riss die Tür auf und brüllte: »Röhling!«

»Ja, Herr?«, erwiderte der alte Schachtmeister. Er hatte vor dem Kontor gewartet, die Lederhaube in der Hand.

»Wag es nicht, die Räder anzutasten! Je mehr Wasser vom Berg herabkommt, desto schneller müssen die Räder laufen, um es herauszupumpen! Bist du denn zu dumm, um das zu verstehen? Oder willst du, dass die Grube absäuft?«

»Nein, Herr«, sagte der Schachtmeister und drehte die Haube in seinen Händen.

»Gut. Mein Sohn fährt heute als Erster ein. Du sorgst dafür!«

Dann stieß er mich grob durch die Tür und schlug sie hinter mir zu.

Schweigend gingen wir zum Huthaus hinüber. Dort warteten die anderen Bergleute. Der Schachtmeister setzte seine Lederhaube auf, rieb seinen Bart und versuchte, ein gestrenghes Gesicht zu machen. Am Horizont wurde es bereits hell. In einer halben Stunde würde die Sonne aufgehen. Am Kanal hinter dem Huthaus drehten sich die Räder so schnell, dass feiner Wassernebel sie umhüllte.

Das Huthaus war ein hoher Holzbau, den man über dem Schacht errichtet hatte. Ein Anbau barg die Gezähekammer mit den Hacken und Fäusteln. Im Hauptraum gähnte der Eingang im Boden. Die Bergleute standen um den Schacht herum und blickten uns entgegen. Alle hatten schon ihr Lederzeug angelegt. Die meisten kannte ich mit Namen, doch in dem schwachen Licht der Talglampen konnte ich ihre Gesichtszüge nicht erkennen, nur die Augen und die Bärte, die aus den Kapuzen ragten.

»Konrad, du fährst als Zweiter«, sagte der Schachtmeister. Konrad war sein Sohn, ein Jahr älter als ich und das Musterbild eines Bergmanns, bärenstark und geschickt mit Werkzeugen. Aber nicht deshalb beneidete ich ihn, sondern um den herzlichen und heiteren Umgang, den er mit seinem Vater pflegte.

Aus dem Schacht drang der Lärm der Fahrkunst. Wie rasende Fäuste stießen die beiden Fahrstangen wechselweise aus der dunklen Öffnung hervor. Die Stangen reichten dreihundert Klafter hinab bis zur untersten Sohle. Sie waren aus Fichtenstämmen zusammengefügt und hingen mit Ketten an dem eisernen Radkranz über unseren Köpfen, der von den Wasserrädern über Schubstangen hin- und herbewegt wurde. So schwangen die Stangen mit einem Hub von zweieinhalb Klaftern wechselweise auf und ab. In Abständen trugen sie Stifte, in die man Lasten einhängen, und eiserne Stege, auf denen man stehen konnte. Die linke Fahrstange wurde von den Bergleuten »Lea«, die rechte »Rachel« genannt, was Anlass zu vielerlei Scherzen gab. Allein mir war dabei nicht Spaßig zumute.

Die Entfernung zwischen den Stangen betrug drei Schuh. Dadurch konnte man in dem Moment, in dem die Stege sich gegenüberlagen, mit einem langen Schritt von Lea zu Rachel hinübersteigen oder von Rachel zu Lea. Nach hundertdreißigmal Umsteigen war man so auf dem Grund des Schachtes angelangt. Mit den herkömmlichen Fahrten, den

hölzernen Leitern von Sohle zu Sohle, hätte der Abstieg eine Stunde gedauert und der Aufstieg zwei. Die Fahrkunst sparte den Bergleuten keine Zeit, denn dafür mussten sie unten umso länger arbeiten. Aber meinem Vater machte sie die Grube um vieles einträglicher.

Diese Maschine war unser Berggeheimnis, dessen Verrat mit schlimmen Strafen bedroht wurde. Die schlimmste Strafe schien mir jedoch die Fahrkunst selbst. Denn ich hatte Angst vor Lärm, vor dem wütenden Rasseln und Poltern der Maschine, vor allem aber vor Höhen. Die Stege waren kaum größer als eine Leitersprosse und stets nass und rutschig. Es gab zweimal am Tag hundertdreißig Gelegenheiten zu einem Fehltritt und einem Hunderte Klafter tiefen Sturz.

Schweigend sahen die anderen zu, wie ich mir Lederschurz, Stiefel und Haube anzog. Alle wussten um meine Höhenangst und wollten es mir leicht machen. Anfangs hatte der eine mir das Gezäh abgenommen und in seinem eigenen Gürtel verstaut, ein anderer mein Berglicht entzündet und an meinem Halsriemen festgemacht, was ich mit den zitternden Fingern nicht zuwege brachte. Mittlerweile war dies nicht mehr nötig. Die Gewohnheit vieler Monate hatte meine Angst nicht gemindert, aber ich hatte gelernt, sie halbwegs zu beherrschen. Doch allen war klar, dass es heute nicht leicht werden würde.

Der Schachtmeister sprach das Morgengebet. Dann machte ich mich links vom Schacht bereit, Konrad rechts. Wir fuhren stets wechselweise ein, mit einem leeren Steg Abstand, denn das Gewicht musste auf den Stangen gleichmäßig verteilt sein.

Lea schoss aus der Tiefe. Ich wartete den Moment ab, in dem sie einen Herzschlag lang verharnte, und trat auf ihren obersten Steg. Während ich die Stange mit beiden Armen umklammerte, fiel sie wieder hinab. Es wurde dunkel, und der Geruch vom feuchten Gestein umfing mich. Der Fahrtwind blähte meinen Lederschurz. Dann hatte Lea den tiefsten Punkt erreicht, und ich trat mit dem Fuß nach rechts, wo ich den gegenüberliegenden Steg von Rachel wusste. Meine Au-

gen waren noch nicht an die Dunkelheit gewöhnt. Blind stieg ich hinüber und fuhr mit Rachel die nächste Strecke hinab.

Ich bemerkte sofort, dass die Stangen sich anders bewegten als sonst. Normalerweise schwangen sie wie Pendel, doch heute stießen sie auf und ab wie giftige Schlangen. Der Ruck am Ende jeder Bewegung ging mir durch Mark und Bein. Jedes Mal schallte ein lautes Knacken durch den Schacht. Über mir sah ich die Berglichter der anderen, unter mir hatte ich dreihundert Klafter Abgrund. Schatten tanzten über die Felswand, wenn im Augenblick des Stillstands alle Bergleute zugleich die Stangen wechselten.

Konrad, der direkt nach mir einfuhr, gefiel sich darin, an nur einem Arm hängend von Stange zu Stange zu schwingen. Wenigstens konnte er sehen, wohin er trat, im Gegensatz zu mir, dem kein Vormann den Steg beleuchtete. Tief unten zwischen meinen Füßen erkannte ich jetzt schwach das Licht der Schachtsohle. Ein Drittel der Strecke hatte ich hinter mir. Doch wie eine böse Antwort auf diesen Gedanken kam von unten ein Klirren, dann ein lauter Schlag. Die Luft war plötzlich voller Staub. Mit einem furchtbaren Ruck stand die Fahrkunst still.

Ich umklammerte Lea mit aller Kraft, sonst wäre ich hinabgeschleudert worden. Etwas traf mich am Kopf. Mein Fuß wurde vom Steg gerissen. Ich rutschte ab und konnte mich gerade noch mit dem rechten Knie auf den Steg abstützen. Eine Riesenlast zerrte mein linkes Bein in die Tiefe.

Im schwachen Licht meiner Berglampe sah ich Konrad. Er hielt meinen Fuß umklammert, während er über dem Abgrund baumelte. Er hatte die Hand in den Riemen gekrallt, der meinen Stiefel verschnürte. Seine eigene Lampe fiel den Schacht hinab, ein Funke, der sich in der Tiefe verlor.

»Hilf mir!«, schrie Konrad. Er blickte zu mir herauf, doch sein Gesicht war nur ein weißer Fleck in der Dunkelheit.

»Konrad!«, rief sein Vater von oben. »Wo bist du?«

Ich hielt den Arm fest um die Stange geschlungen, doch

Konrads Gewicht zog mich unerbittlich herunter. Der schlammbeschmierte Steg bot meinem Knie kaum Halt. Unter dem Steg sah ich keine Stange mehr. Das morsche Holz war dort weggebrochen. Die Nachbarstange stand schief und hatte sich in die Schachtwand gebohrt.

»Konrad!«, schrie ich. »Versuch, auf die Leiter zu kommen! Ich kann mich nicht mehr lange festhalten!«

Neben den Stangen hing die alte Leiter an der Schachtwand, die feste Fahrt, die man früher benutzt hatte. Ich sah, wie er es versuchte. An meinem Stiefel hängend pendelte er hin und her, um mit dem Fuß eine Sprosse zu erreichen. Doch die Leiter war außerhalb seiner Reichweite. Ich selbst hielt Lea mit einem Arm umklammert, trotzdem rutschte mein rechtes Knie langsam von dem schlüpfrigen Steg.

»Konrad, noch einmal!«, brüllte ich hinunter. Dabei versuchte ich, ihn zur Leiter hinüberzuschwingen. Aber vergebens, der Abstand war zu groß, und ich hatte keine Kraft mehr in dem Bein. Ich beugte mich hinab, so tief es ging, und streckte die freie Hand aus. Konrad griff danach, dann gab es ein knallendes Geräusch. Der Stiefelriemen war gerissen. Mein Bein war plötzlich frei, der Stiefel weg. Vor Schwäche zitternd zog ich mich auf den Steg zurück.

»Konrad! Antworte doch!«, rief der Schachtmeister wieder von oben. Ich starrte hinunter und hoffte, ihn irgendwo an einer Sprosse oder einem Vorsprung zu entdecken. Doch so tief ich in den Schacht blicken konnte, ich sah nichts. »Konrad!«, schrie jetzt auch ich, doch ich hörte nur das Echo und das Tropfen von Wasser, da die Pumpen stillstanden. Außer diesem Geräusch war da nur noch eine fürchterliche Stille.

Irgendwann sah ich den Schachtmeister die feste Fahrt an mir vorbei hinabsteigen, mit starren Bewegungen wie ein Schlafwandler. Einer nach dem anderen kamen die Bergleute ihm nachgestiegen. Ich sah ihnen nach, wie ihre Lichter in der Tiefe des Schachts verschwanden. Es war klar, was sie unten finden würden. Als ich endlich meine Kräfte gesammelt

hatte, stieg auch ich zur Leiter hinüber und machte mich mit zitternden Gliedern an die Auffahrt.

Während der Vorsteiger meinem Vater berichtete, saß ich auf einem Schemel im Kontor und versuchte, ruhiger zu werden. Der Vorsteiger schilderte den Hergang. An Leas unterem Ende hing ein steingefüllter Korb als Gegengewicht. Seine Kette war gerissen, das ungleiche Gewicht hatte den Radkranz blockiert und der Ruck beide Stangen brechen lassen. All dies war mir jetzt bedeutungslos.

Mein Vater hörte dem Bericht schweigend zu. Er sah nicht ein einziges Mal zu mir herüber. Der Vorsteiger ging, um den anderen zu helfen.

»Ihr habt Konrad auf dem Gewissen«, sagte ich zu meinem Vater, »durch Euren Geiz. Ich auch, denn ich war zu feige. Ich hätte Euch trotzen sollen. Ich werde in die Fremde gehen und endlich tun, was meine Bestimmung ist, und die Grube ist es ganz sicher nicht.«

»Ich höre von dir viele Sätze«, sagte mein Vater mit finsternem Blick, »die mit ›Ich‹ beginnen. Nur das Wort ›Sohnespflicht‹ kommt nie über deine Lippen. Angst vor Unfällen muss man überwinden. Darum fährst du morgen früh wie alle anderen wieder in den Berg ein, auf der festen Fahrt, bis die neue wieder geht. Fortlassen kann ich dich sowieso nicht. Du würdest dem Erstbesten das Berggeheimnis verraten.«

»Ob fort oder nicht, ich werde jedenfalls Eure verfluchte Grube nie wieder betreten.«

In meines Vaters Gesicht begann es wieder zu zucken, doch er beherrschte sich.

»Du bist im Moment außer Sinnen. Ich gebe dir Zeit zum Nachdenken. Morgen früh will ich dich an der Grube sehen.«

Ich atmete tief ein, wappnete mich und sagte: »Da werdet Ihr lange warten müssen, Vater. Von Euch lasse ich mir nichts mehr befehlen.«

Jetzt sprang er auf, das Gesicht von Wut entstellt. Er packte mich am Arm und zerrte mich aus dem Kontor die Treppe

hinab in den Keller, zu einem finsternen Gelass, in welchem früher des Winters die Kartoffeln aufbewahrt wurden. Dort stieß er mich hinein.

»Hier wirst du über deine Pflicht nachdenken!«

Damit warf er die Tür zu, und ich hörte, wie er sie verriegelte. Das Verlies war kalt und stockfinster und roch nach Salpeter und alten Kartoffeln. Die einzige Möblierung waren Kistenbretter in einer Ecke. Ich setzte mich auf den Boden, entschlossen, mich dem Willen meines Vaters diesmal nicht zu beugen. So wartete ich. Und richtig, nach einiger Zeit hörte ich wieder den Riegel. Mein Vater stand in der Tür, eine Kerze in der Hand.

»Hast du es dir überlegt?«

Ich gab keine Antwort. Mein Vater geriet wieder in Wut. »Du Hund! Alles, was du wert bist, hast du schon bei deiner Geburt aufgebraucht. Dein jämmerliches Leben, eingetauscht gegen das deiner Mutter! Wahrhaftig ein schlechter Tausch. Heute wurde dein Leben wieder getauscht, gegen das eines hundertmal besseren Bergmanns. Dein Leben ist jetzt weit über Wert bezahlt. Mühe dich gefälligst, wenigstens einen Teil dieses Werts wieder zu erbringen!«

Ich antwortete nicht. Er schlug wieder die Tür zu. Es verging eine lange Zeit, in der ich weiter über den Unfall nachgrübelte sowie über meinen Vater und meine Zukunft. Dann, im Dunkel des Kartoffelkellers, begann Gott, zu mir zu sprechen.

Als ich ein Kind war, hatte Er ständig mit mir geredet, doch keineswegs freundlich, sondern eher wie mein Vater. So hatte ich Ihm eines Tages einen festen Platz in meinem Herzen zugewiesen. Ich sagte zu Ihm: »Herr, dieses Zimmerchen ist allein für Euch. Bleibt darin und verhaltet Euch fortan ruhig, sonst bekommt Ihr großen Ärger.« Ich stellte mir vor, dass Gott seitdem in seinem Zimmerchen saß und auf eine Gelegenheit wartete. Und die war jetzt wohl gekommen. Denn Er sprach wieder zu mir, laut und deutlich.

»Du sollst nicht töten. Und doch hast du deinen Bergkameraden umgebracht.«

»Das war ein Unfall!«

»Du wolltest den Riemen deines Stiefels lösen und ihn in den Abgrund stürzen lassen, um dich selbst zu retten.«

»Ihr lügt, Herr! Ich wollte ihm die Hand reichen, um ihn hochzuziehen.«

»Du weißt genau um deine Schuld. Du wolltest vor ihr davonlaufen und deinen Vater verlassen. Du hältst dich für besser als er, doch du bleibst sein Sohn. Was er ist, das bist auch du.«

Darauf wusste ich keine Antwort, und Gott fuhr triumphierend fort: »Darum sollst du deinem Vater stets gehorchen. Denn er weiß, was für dich das Beste ist.«

»Genug davon! Ich bin frei von meinem Vater. Ich folge seinem Willen niemals mehr. Das schwöre ich jetzt bei Eurem Namen!«

Dies ließ Gott verstummen. Zusammengekauert auf dem Boden, schlief ich irgendwann trotz der Kälte ein. Im Schlaf kam es mir vor, als sei ein Untier vor meiner Tür, eine Bestie, die polterte und scharrte und gegen die Tür stieß, um hereinzukommen. Schließlich weckte mich ein dumpfer Schlag. Ich lauschte. Schon wieder scharrte es an der Tür. Es war kein Traum gewesen. Mir kam der Gedanke, mein Vater habe womöglich einen wilden Hund oder einen Keiler in den Keller gesperrt, um mein Entkommen zu verhindern. Etwas schlug noch einmal gegen die Tür, dann war es still. Ich wartete, hörte aber nichts mehr.

Schließlich tastete ich mich vorwärts. Was immer da draußen war, verhielt sich ruhig. Ich stellte meinen Fuß an die Tür und zog vorsichtig. Die Tür war nicht mehr verriegelt. Doch als ich sie einen Spalt geöffnet hatte, sah ich dahinter nichts. Nur undurchdringliche Dunkelheit. Ich tastete und erspürte rauen Stein.

Die Türöffnung war zugemauert worden. Das war das

Scharren gewesen, das ich im Schlaf gehört hatte. Die Mauer bestand nicht etwa aus Ziegeln, sondern aus schweren Schlackesteinen. So mauert man für die Ewigkeit.

Ich konnte jetzt unter mir am Boden einen schwachen hellen Fleck ausmachen. Dort fehlte ein Stein und ließ eine Öffnung von vielleicht zwei Handbreit. Flach auf dem Bauch liegend, spähte ich hindurch. Das Kellergewölbe wurde von einer Laterne auf einem Weinfass schwach erhellt. Mein Vater stand in der Mitte des Raumes, eine Kelle in der Hand. Er musste die ganze Nacht gemauert haben.

»Um Gottes willen, Vater!«

»Ja«, sagte er, »um Gottes willen.« Er kehrte mir den Rücken zu, nahm die Laterne und stieg damit die Kellertreppe hinauf. Der Lichtschein verschwand.

3

Freiberg, März 1697

Jeden Morgen brachte Bertha Scherflein, unsere Köchin und Bedienstete, einige Kanten Brot und einen Krug Wasser in den Keller. Daran erkannte ich, dass wieder ein Tag vergangen war. Sie schob die Sachen durch die Lücke in der Mauer und leerte den kleinen Eimer, der mir für die Notdurft diente. Ich hatte sie überredet, mir aus meinem Buchversteck den Aurelius und den Boethius in den Keller zu schmuggeln, dazu Kerzen und Feuerzeug. Beide Bücher hatte ich schon vor Jahren gelesen. Doch erst jetzt verstand ich sie richtig.

Marcus Aurelius lehrte, alle Unbill des Schicksals mit Gleichmut zu ertragen. Diese Philosophie hatte mich beeindruckt, und ich hatte versucht, sie mir zu eigen zu machen. Noch mehr aber sagte mir des Boethius' »*Consolatio philosophiae*« zu, geschrieben vor mehr als tausend Jahren. Ich spürte eine Verbundenheit mit diesem Mann, dem Ratgeber eines längst vergessenen Gotenkönigs. Auch er hatte aufgrund der Laune eines Tyrannen im Kerker gesessen. Dort hatte er das Buch verfasst. Was weiter mit ihm geschah, wo er herkam und wie er starb, ging im Dunkel der Jahrhunderte verloren und vergessen. Doch durch das Buch sprach er zu mir, als säße er neben mir. Er hatte geschrieben: »Im Unglück ist es das größte Missgeschick, glücklich gewesen zu sein.«

Beim Bücherlesen war ich sicher glücklich gewesen. Doch es war ein zerbrechliches Glück, denn es hing stets von der Gnade meines Vaters ab. Alle paar Tage kam er nun in den

Keller, schlug gegen die Mauer und rief: »Wirst du jetzt deine Pflicht tun?«

Ich hätte nur zu antworten brauchen. Aber das Einzige, das ich tun konnte, um ihn zu treffen und zu bestrafen, war schweigen.

Während mir ein Bart spross und mein Haar wuchs und Läuse sich darin einnisteten, zählte ich die Tage mittels Kerben, die ich in die salpeterbedeckte Wand ritzte. Gott ließ nichts mehr von sich hören. Stattdessen wurde ich vertraut mit einer Maus und etlichen Spinnen, mit denen ich den Keller teilte. Irgendwann gab ich es auf, mit dem Stahlplättchen meines Feuerzeugs am Mörtel zu kratzen oder die Wände nach schwachen Stellen abzuklopfen. Nur in der Phantasie kann man auf diese Weise aus Kerkern entkommen. Irgendwann hatte ich auch den Boethius und den Aurelius viermal gelesen. Ich hätte Frau Scherflein bitten können, mir auch noch den Newton aus meinem Versteck zu holen. Doch ich wollte ihn nicht im Kerker lesen. Ich hatte die Vorstellung, eines Tages wieder frei zu sein, und für diesen Tag wollte ich ihn mir aufsparen.

Die Kerzen waren schließlich verbraucht, ebenso der Zunder. Im Dunkeln stellte ich mir vor, ich sei in einer geisterhaften Bibliothek. Die Wände um mich herum seien voller Bücher, doch um sie lesen zu dürfen, müsse ich erst zu einem Geist werden, zu einem körperlosen Wesen. Dann würde ich, wenn mein Vater wieder einmal an die Mauer schlug, durch die Steine hindurchgreifen können wie durch Rauch. Ich würde ihn an seinem Bart packen und mit seinem Spitzenkragen erwürgen, und dann wäre ich wirklich frei.

Eines Tages hörte ich aus der Ferne einen Hund bellen. Er bellte in einem fort, sodass ich wünschte, er würde aufhören. Das Geräusch aus der Außenwelt drang wie Nägel in meinen Kopf. Der verdammte Hund wollte irgendwohin oder von irgendwo weg, aber etwas hielt ihn fest. Wahrscheinlich war er angekettet oder eingesperrt wie ich. An seiner Stelle wäre

ich einfach still gewesen, hätte mich scheinbar gefügt, dann die Gelegenheit genutzt.

Das brachte mich ins Grübeln. Ich konnte das Gleiche tun. Mein Vater hatte mir zwar nur die Wahl zwischen Kerker oder Grube gelassen. Aber ich musste dieser Regel nicht folgen. Frei von ihm, konnte ich mir meine eigenen Regeln machen.

Am gleichen Tag, kaum dass ich meinen Vater im Keller gewölbe hörte, krächzte ich: »Ja!«

»Wirst du jetzt deine Pflicht tun?«

»Ja!«

Mein Vater schwieg, offenbar überrascht von meinem Sinneswandel. Dann sagte er: »Die verdammten Spanier haben jetzt die neuen Fregatten, die das ganze Jahr über fahren. Sie fluten die Welt mit ihrem Silber. Sie haben den Preis verdorben. Darum gilt es jetzt, doppelte Arbeit zu leisten.«

»Was ich tun muss, werde ich tun.«

»Du fährst morgen früh wieder ein. Alle arbeiten jetzt fünfzehn Stunden unter Tage. Für dich gibt es keine Ausnahme.«

»Gewiss. Ich erwarte keine.«

Die Mauer vor der Tür erwies sich als zu fest, deshalb wurde eine Seitenwand des Kellers mit Hämmern eingeschlagen. Zum ersten Mal seit Wochen sah ich wieder das Tageslicht, das mich anfangs so blendete, dass ich kaum die Augen öffnen konnte. Meine Läuse ertränkte ich im Waschzuber, schabte mir den Bart ab, so gut es ging, trug wieder saubere Kleidung und lag am Abend auf sauberen Laken. Ich wartete bis Mitternacht. In fünf Stunden würde die Arbeit in der Grube beginnen.

Ich erhob mich und schlich durch das dunkle Haus. In der Küche wählte ich das schärfste Messer, das ich finden konnte. Dann begab ich mich zu meines Vaters Schlafkammer. Dort sah ich ihn im hellen Mondlicht auf dem Bett liegen, die Nachtmütze auf dem Haupt, die Bartbinde am Kinn. Ich trat ans Bett und blickte auf ihn hinunter. Er schlief unruhig, murmelte, ballte die Faust, zuckte, als wolle er eine Fliege

verscheuchen. Ich hob das Messer und durchtrennte die Lederschnur, die er um den Hals trug, mit dem Schlüssel zu seinem Geldschrank.

Dann hielt ich den Atem an und wartete, den Schlüssel in der einen Hand, das Messer in der anderen. Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn mein Vater aufgewacht wäre. Doch er wälzte sich nur herum und schlief weiter. Als ich die Tür leise hinter mir zuzog, war mir, als würde ich damit auch die Fesseln und Ängste vieler Monate zurücklassen.

Im Kontor öffnete ich den eisernen Geldschrank. Darin steckten viele Papiere in Fächern, und ganz oben lag der fette Lederbeutel mit den Wochenlöhnen. Den stopfte ich unter meinen Gürtel. Ich wollte den Raum schon verlassen, da kam mir noch ein Gedanke.

Ich lauschte. Im Haus blieb es still. Ich nahm eine Wechselurkunde aus dem Geldschrank und eine Schreibfeder vom Pult, schüttelte das Tintenfass, tauchte die Feder ein und schrieb auf die Rückseite des Wechsels:

Herr Vater!

Ihr seid mir kein guter Vater gewesen. Nur wegen der Bücher, die Ihr mir früher gegönnt, und der Unterrichtung, die mir zuteilwurde, habe ich Euch nicht abgestochen wie ein Schwein. Was ich leicht hätte tun können und was man mit schäbigen Tyrannen allemal tun sollte. Da Euch sonst niemand die Wahrheit sagt, so wisset denn von mir: Vielleicht mögt Ihr ja ein schlauer Geschäftsmann sein, aber im Übrigen seid Ihr ein elender Geizhals, ein Hundsfott und schändlicher Charakter, und dies ist landauf, landab jedermann bekannt. Euer Geschäft will ich nicht. Ich kündige meine Arbeit und habe mir zu der Gelegenheit meinen aufgelaufenen Arbeitslohn selbst ausbezahlt. Sucht nicht nach mir. Euer Sohn (leider) Richard

Nach diesem Brief fühlte ich mich wie ein König. Ich strich noch auf der Vorderseite des Wechsels die dort stehende Summe aus, schrieb darüber: »*NIHIL AD TYRANNIS!*«, und legte das Papier auf das Pult, sodass er es am Morgen als Erstes erblicken würde. Dann schnürte ich mein Bündel mit einer Decke, einem Brotlaib und den drei Büchern, zog Mantel und Stiefel an und trat aus der Haustür.

Unser Haus lag außerhalb der Stadtmauern, nahe der Grube. Von den Wasserrädern sah ich nur die für die Pumpen in Bewegung, die anderen standen still. Die Fahrkunst war immer noch nicht instandgesetzt. Ich ging am Kanal entlang zum Fluss. Vor dem hellen Mond trieben Wolken und warfen Schatten über das Land. Die Leichtigkeit meiner Flucht kam mir fast unwirklich vor. Vielleicht war ich tatsächlich zu einem Geist geworden. Immer wieder blickte ich mich um, doch niemand schien mir auf den Fersen zu sein. Zweifellos aber würde man am nächsten Tag nach mir suchen, womöglich mit Hunden.

Mein Plan war, über die Milda zu schwimmen und mich einige Tage im jenseitigen Wald zu verstecken, bis die Landstraßen wieder sicher waren. Aber als ich am Flussufer zum Dock hinüberblickte, lag dort ein Lastkahn vertäut. An Deck war eine Last mit einer Leinwand abgedeckt, zweifellos Rohsilber. Ich sah keine Bewachung. Rohsilber sieht nicht verlockend aus, es bildet eine schwärzliche Haut, und mein Vater goss es stets in riesige Barren, jeder so schwer wie fünf Männer. So sparte er das Geld für Begleitschutz. Ein Dieb bräuchte einen schweren Wagen, Pferde und einen Ladekran.

Ich trat ins Wasser und watete am Ufer entlang, um den Hunden keine Spur zu geben. Am Dock war niemand zu sehen. Der Lastkahn war nicht mehr als ein flaches offenes Boot. Aus einem Verschlag am Heck drang lautes Schnarchen. Ich kletterte an Bord und schlug gegen die Tür. Das Schnarchen verstummte. Ich schlug noch einmal. Die Tür wurde aufgestoßen. Vor mir stand der Fahrensmann, ein vier-

schrötiger Kerl mit kantigem Schädel. Er musterte mich mit zusammengekniffenen Augen.

»Ich will Euch zwei Taler bezahlen, wenn Ihr mich nach Hamburg mitnehmt«, sagte ich.

»Zwei Taler?« Der Fahrensmann schien augenblicklich wacher zu werden.

Ich schüttelte den Geldbeutel und ließ die Münzen klimpern. »Aber Ihr müsst sogleich ablegen. Ich bin in Eile.«

Der Fahrensmann trat an den Rand des Kahns, räusperte sich, spuckte ins Wasser. Dann blickte er zum Himmel. »Der Mond ist hell genug«, sagte er. »Ich kann es wohl tun, wenn Ihr noch zehn Kreuzer drauflegt.«

So wurden wir handelseinig. Schon nach wenigen Minuten trieben wir durch das stille Wasser vorbei an der Stadtmauer. Ich saß am Bug des Kahns. Der Fahrensmann steuerte mit einer langen Stange, die er links und rechts in den Grund stieß, wenn wir dem Ufer zu nahe kamen.

Auf dem Wasser zu fahren, unter freiem Himmel, war mir fremd und wundersam. Im Mondschein erschien der Fluss tintenschwarz, die Ufer schimmerten silbrig, in der Ferne leuchteten die Bergketten in fahlem Weiß. Die Stadt lag bald hinter uns. Am Ufer zogen verlassene Höfe vorbei und halb verfallene Kirchen. Vor einem Menschenalter hatten die Schweden ringsum das Land verwüstet, nur Freiberg, mit seinem Silber und seinen Söldnern, hatte ihnen standgehalten.

Ich fühlte keine Müdigkeit. Schon erschienen mir die letzten Jahre nur noch wie ein böser Traum. Nun war ich in der Wirklichkeit. Ich musste Pläne schmieden. Das Geld in meinem Beutel würde nicht für immer reichen. Tatsächlich würde ich es schon bald los sein, aber das ahnte ich natürlich nicht. Doch gerade als ich begann, über die nächsten Schritte nachzudenken, vernahm ich Hufschläge.

Auf der Straße neben dem Fluss jagte eine Gruppe Reiter vorbei. Metall klirrte, ich sah das Blinken von Helmen und duckte mich tief in den Schatten des Bugs. Sie beachteten den

Kahn nicht. Im Handumdrehen waren sie hinter der nächsten Biegung verschwunden, nur der Geruch von Staub und Pferden hing noch in der Luft. Der Fahrensmann pffte durch die Zähne. Doch er sagte nichts. Wir waren immer noch auf Freiburger Gebiet.

Ich rechnete mir aus, dass wir morgen die Einmündung in die Untere Milda erreichen würden. Dort begann das Gebiet von Grimma, und dort hatten die Freiburger nichts mehr zu sagen. Allerdings hatte mein Vater an vielen Orten Geschäftspartner. Wahrscheinlich konnte er mich überall im Reich aufspüren, wenn er lange genug nach mir suchte. Auch in Hamburg würde ich nicht bleiben können. Doch im Grunde stand mein Ziel ohnehin fest.

London ist die größte Stadt auf der Welt, und bekanntlich gibt es dort die meisten und umfangreichsten Bibliotheken. Zudem beherbergt London die Royal Society, die sich der Erforschung und Bewahrung allen Wissens verschrieben hat. Ihr Sekretär, Sir Hans Sloane, besitzt die weltgrößte Büchersammlung. Um dorthin zu gelangen, musste ich nur dem Silber folgen. Ein Teil davon war sicherlich für London bestimmt.

Ich zweifelte nicht daran, dass ich Sir Hans mit meinem Bücherwissen beeindrucken und bei ihm eine Anstellung als Bibliothekar finden würde. Zur Not auch als Hausbediensteter. Seine Sammlung umfasste angeblich Zehntausende Bücher und Schriftstücke. Ich könnte all meine Zeit damit verbringen, die fünftausend wichtigsten davon zu lesen. Mein Lebensweg stand damit fest. Eine wunderbare Zukunft wartete auf mich.

Die Sonne ging auf. Aus der Kajüte drangen Geräusche. Der Fahrensmann lebte mit seiner Familie auf dem Kahn. Er hieß Bern Beuke. Er stellte mir seine Frau vor und Emma, seine Tochter, ein dralles Mädchen von vielleicht fünfzehn Jahren, das mich keck anstarrte. Sie hatte eine Stupsnase und blonde Zöpfe. Wir nahmen zusammen das Morgenmahl ein, bestehend aus Hafergrütze. Hin und wieder, wenn das Boot sich zu drehen begann, sprang Bern Beuke auf und stieß

seine Stange in den Grund. Mir schien, dass das Leben als Fahrensmann ein ziemlich leichtes war, viel leichter als die Arbeit in der Grube. Zumindest bei gutem Wetter und wenn die Fahrt flussab ging.

»Ihr seid der junge Kreutzner, habe ich recht?«, fragte er mich unvermittelt. »Und seid dem alten Geldsack davon-
gelaufen, was?«

»Von einem Kreutzner weiß ich nichts«, entgegnete ich.
»Ich bin Lutz Lampe aus Lichtenberg, Bibliothekar. Ich will in die Welt ziehen, um mein Glück zu machen.«

»Nun, Lutz Lampe aus Lichtenberg«, sagte er, »bevor Ihr in die Welt zieht, begeben Euch jetzt besser nach hinten in die Kajüte. Denn da vorne gibt es Ärger.«

Weit voraus mündete die Milda in einen größeren Fluss. Dies musste die Untere Milda sein, und dort wäre ich in Sicherheit. Doch auf der Landzunge davor standen bewaffnete Reiter. Sie waren prächtig herausgeputzt mit schwarzen Soldatenmänteln und gelben Borten, den Stadtfarben von Freiberg. Die Stadtsoldaten blickten uns entgegen. Ich duckte mich und kroch hinter der Silberladung zur Kajüte. Durch den Türspalt sah ich, wie wir auf die Soldaten zutrieben und der Hauptmann, kenntlich durch einen gelben Federbusch auf dem Helm, die Hand hob.

»Heda, Schiffer!«, rief er herüber.

Der Fahrensmann grüßte mit der Hand zurück.

Der Hauptmann stellte sich in den Steigbügeln auf und spähte zum Kahn. »Wir suchen nach einem Dieb und Spitzbuben!«

»Hab keinen gesehen«, brummte der Fahrensmann.

»Ans Ufer! Wir wollen deinen Kahn durchsuchen.«

Der Fahrensmann hielt sich die Hand ans Ohr, als habe er nicht verstanden, und steuerte unbeirrt weiter in die Mitte des Flusses. Unter den Soldaten erhob sich Geschrei. Einer trieb sein Pferd in den flachen Fluss, die anderen zielten mit ihren Musketen.